



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

WILHELM
VON HUMBOLDT

BILDUNGSTRIEB
UND
FREIHEITSDRANG

ÜBER DIE ERZIEHUNG
ZUR MÜNDIGKEIT

Herausgegeben von
Jürgen Overhoff
Mit einem Vorwort von
Manfred Geier

KLETT-COTTA

Dieses E-Book basiert auf der aktuellen Auflage der Printausgabe.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2022 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,

gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg

unter Verwendung einer Abbildung von

DEEPOL by plainpicture/VITTA GALLERY

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-98670-9

E-Book ISBN 978-3-608-11921-3

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der

Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten

sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

INHALT

VORWORT VON MANFRED GEIER

— 11 —

WILHELM VON HUMBOLDT: BILDUNGSTRIEB UND
FREIHEITSDRANG. ÜBER DIE ERZIEHUNG ZUR MÜNDIGKEIT

— 47 —

Bruchstück einer Selbstbiographie

— 49 —

I. AUF DEM WEG ZUR MÜNDIGKEIT. 1767-1790

— 55 —

An Joachim Heinrich Campe, 31. August 1781

— 57 —

An Henriette Herz, Februar 1788

— 63 —

An Friedrich Heinrich Jacobi, 17. November 1788

— 66 —

An Caroline von Dacheröden, 22. Mai 1789

— 69 —

An Georg Forster, 8. Februar 1790

— 71 —

Über Religion und Gesetzgebung. 1790

— 73 —

II. SELBSTBILDUNG ALS LEBENSPRINZIP. 1791–1802

— 83 —

An Georg Forster, 16. August 1791

— 85 —

Über die Gesetze der Entwicklung
der menschlichen Kräfte. 1791

— 88 —

An Friedrich Gentz, Winter 1791

— 91 —

Ideen über Staatsverfassung, durch die neue
französische Constitution veranlasst. 1791

— 94 —

An Georg Forster, 1. Juni 1792

— 97 —

Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der
Wirksamkeit des Staats zu bestimmen. 1792

— 101 —

An Carl Gustav von Brinckmann, 3. September 1792

— 122 —

An Friedrich August Wolf, 31. März 1793

— 125 —

An Christian Gottfried Körner, 19. November 1793

— 128 —

Theorie der Bildung des Menschen. 1794/95

— 132 —

Ueber den Geschlechtsunterschied und
dessen Einfluss auf die organische Natur. 1795

— 136 —

Über Denken und Sprechen. 1795/96

— 142 —

An Friedrich August Wolf: Über Charaktererkenntnis und
vergleichende Anthropologie, 23. Dezember 1796

— 145 —

Plan einer vergleichenden Anthropologie. 1797

— 149 —

Das achtzehnte Jahrhundert. 1797

— 152 —

Über den Geist der Menschheit. 1797

— 158 —

III. AUF DEN SPUREN DER ANTIKE. ROM 1802-1808

— 161 —

An Friedrich Schiller, 30. April 1803

— 163 —

An Carl Gustav von Brinckmann: Über Rom, das Romantische
und den Weg der Metaphysik, 22. Oktober 1803

— 166 —

An Caroline von Humboldt, 19. Juni 1804

— 173 —

An Johann Wolfgang von Goethe, 23. August 1804

— 176 —

An Caroline von Humboldt, 9. Oktober 1804

— 180 —

An Christian Gottfried Körner, 8. Juni 1805

— 183 —

Latium und Hellas oder Betrachtungen
über das klassische Altertum. 1807

— 187 —

Ueber den Charakter der Griechen,
die idealische und historische Ansicht desselben. 1807

— 191 —

Geschichte des Verfalls und Unterganges
der griechischen Freistaaten. 1807

— 194 —

IV. DER BILDUNGSPOLITIKER. 1808–1810

— 201 —

An Caroline von Humboldt, 16. November 1808

— 203 —

An Caroline von Humboldt, 18. Dezember 1808

— 204 —

An Caroline von Humboldt, 28. Dezember 1808

— 206 —

An König Friedrich Wilhelm III., 17. Januar 1809

— 208 —

An Caroline von Humboldt, 19. Januar 1809

— 210 —

An Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, 25. März 1809

— 212 —

An Caroline von Humboldt, 21. April 1809

— 216 —

An Caroline von Humboldt, 2. Mai 1809

— 219 —

An Caroline von Humboldt, 2. Juni 1809

— 221 —

Antrag auf Errichtung der Universität Berlin. Juli 1809

— 223 —

An Friedrich August Wolf, 31. Juli 1809

— 231 —

Der Königsberger Schulplan. 1809

— 234 —

Der Litauische Schulplan. 1809

— 244 —

An Friedrich August Wolf, 13. Oktober 1809

— 250 —

An Caroline von Humboldt, 17. Oktober 1809

— 253 —

Bericht der Sektion des Kultus und
Unterrichts an den König. 1809

— 255 —

An Caroline von Humboldt, 7. April 1810

— 270 —

Über Prüfungen für das höhere Schulfach. 11. April 1810

— 272 —

Über die innere und äussere Organisation der
höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin. 1809/10

— 277 —

An Caroline von Humboldt, 14. April 1810

— 285 —

Entlassungsgesuch. 29. April 1810

— 288 —

An Caroline von Humboldt, 28. Juli 1810

— 297 —

Anmerkungen

— 301 —

Editorische Notiz

— 321 —

Literaturverzeichnis

— 325 —

Register

— 329 —

VORWORT

VON MANFRED GEIER

BRUCHSTÜCK EINER SELBSTBIOGRAPHIE

Nach seiner Teilnahme am Wiener Kongress zur Neuordnung des europäischen Staatensystems und an den Friedensverhandlungen in Paris nach der endgültigen Niederlage Napoleons war der bald 49-jährige Wilhelm von Humboldt, geboren am 22. Juni 1776 in Potsdam, von November 1815 bis Januar 1817 als Bevollmächtigter Preußens an den Territorialverhandlungen in Frankfurt am Main beteiligt. Es galt Gebietsstreitigkeiten zwischen den süddeutschen Staaten zu schlichten. Doch es ging ihm zu dieser Zeit nicht nur um die Klärung der nationalstaatlichen Verhältnisse in Europa und Deutschland. Er wollte sich auch über seine eigene Stellung in der Welt klar werden, über seinen Charakter und die Antriebskräfte seines Denkens und Handelns. Zwar hatte er schon mehrmals in Briefen und Tagebüchern sich selbst zum Gegenstand autobiographischer Selbstreflexion gemacht. Aber jetzt, im Januar 1816, wollte er endlich seine Selbstbiographie zu Papier bringen, um auch den Menschen, denen er sich verbunden fühlte, ein offenherziges Bild seiner selbst zu vermitteln, damit sie wissen konnten, mit wem sie es eigentlich zu tun hatten. Sie ist, wie so vieles aus seiner Feder, zwar nur ein Bruchstück geblieben, dennoch erhellend in ihrer skizzenhaften Kürze.

Bereits in früheren Selbstreflexionen hatte sich Wilhelm von Humboldt in der komplementären Person seines zwei Jahre jüngeren Bruders Alexander gespiegelt. Während es diesen schon

früh nach draußen in die Welt trieb, auch wenn es anfänglich nur der Park und die Umgebung des familiären Besitzes in Tegel waren, und er sich eifrig um soziale Anerkennung und seine Wirkung auf andere Menschen kümmerte, war Wilhelm stärker auf sich selbst konzentriert. Auch er war zwar geschmeidig genug, sich äußeren Herausforderungen anzupassen. Aber er war doch stets bemüht, innerlich immer der zu bleiben, als der er sich für sich verstand. Er empfand sich schon früh als ein »innerlicher Mensch« der Selbstbeherrschung, der alles, was er als äußere Welt der Tatsachen erfahren konnte, in seine eigene Individualität transformieren wollte, über deren inneren Wert er sich selbstbewusst sicher war. Nur so glaubte er auch, seine Einsamkeit und Fremdheit in der Welt bewältigen zu können.

Zwar sollte auch diese selbstbezogene Charaktereigenart ganz aus seinem inneren Antrieb entstanden sein. Doch es war keine neutrale Information, dass Humboldt in seinem autobiographischen Bruchstück seine »unbedingtste Selbstbeherrschung« durch die Altersangabe »seit meinem 12. Jahre« spezifizierte. Auch in anderen Versuchen einer Selbstcharakterisierung hatte er mehrmals darauf hingewiesen, dass er bis in sein zwölftes Lebensjahr ein ganz »natürlicher« Junge gewesen sei. Erst seit diesem Schicksalsjahr habe er sich in sich selbst und in die Lektüre der Bücher zurückgezogen, in denen er zu finden hoffte, was er in der Welt und bei den Menschen nicht finden konnte. Das lässt sich als Hinweis auf das unerwartete Ereignis entschlüsseln, das am 6. Januar 1779 geschah und den jungen Zwölfjährigen traumatisierte. Denn an diesem Tag war sein Vater gestorben, die einzige Person, die durch ihre lebensfrohe Heiterkeit den familiären Zusammenhang belebte.

Es überrascht deshalb nicht, dass der junge Humboldt auf Begriffe und Denkweisen des griechischen Altertums zurückgriff, um bewältigen zu können, was ihn beunruhigte und verstörte. Den sicheren Punkt seiner Selbstbeherrschung fand er in der Philosophie der antiken Stoiker. Seit seinem zwölften Jahre

begann er die stoischen Selbstermahnungen von Seneca, Epiktet und Marc Aurel zu lesen, die ihm einen Weg zeigten, wie man trotz aller Schicksalsschläge seine Seele beruhigen und in Sicherheit bringen kann. Im Stoizismus fand Humboldt die Rettung dessen, was als einziges zählt, wenn alles verloren scheint: ein autonomes Selbstsein, das ohne Gott und Herrn seine eigene Festung gegen alle Angriffe schützen kann. Sei dein eigener Befreier, der nur die Selbstbeherrschung, aber keine Macht außer oder über sich, als Antriebskraft anzuerkennen bereit ist; und Sorge dich moralisch nur um das, worüber der menschliche Wille frei verfügen kann, während all das für gleichgültig zu halten sei, das jedem Menschen nur von außen zustoßen kann. Nur so lasse sich auch die Angst vor dem Tode bewältigen, der seinen Schrecken verliert, wenn man stoisch zu sterben gelernt hat.

Humboldts Willensherrschaft und Selbstbewahrung zwangen ihn jedoch nicht, sich aus der Welt zurück zu ziehen. Er blieb in der Welt tätig. Und so konnte er in seiner Selbstbiographie daran festhalten: »Was aber die Welt betrifft, so habe ich, statt mich von ihr zu trennen, immer soviel, als möglich, von ihr zu kennen und zu sehen gesucht, und nur mitten in ihr fremd werden wollen. Das Auffassen der Welt in ihrer Individualität und Totalität ist ja gerade durchaus mein Bestreben, und liegt selbst der Willensherrschaft, als Zweck, zum Grunde.«

AUF DEM WEG ZUR MÜNDIGKEIT. 1767–1790

Ideen haben eine Geschichte. Auch Wilhelm von Humboldts Idee der Bildung fiel nicht vom Himmel. Sie fand ihre lebenslang tragende Begründung im Jahr 1785. Denn in diesem Jahr vollzog der achtzehnjährige Wilhelm, zusammen mit seinem zwei Jahre jüngeren Bruder Alexander, jenen entscheidenden Schritt in die Welt, der sie aus der glücklosen Einsamkeit und Einengung befreite, unter der sie als Kinder gelitten hatten, be-

sonders nach dem überraschenden Tode ihres Vaters. Sie hatten keine Schule besucht, keine Klassenkameraden kennengelernt, mit denen sie spielen und ihre kindlichen Freuden und Sorgen hätten teilen können. Ständig waren sie unter der Aufsicht von Erwachsenen, die zwar das Beste für sie wollten, aber ihre Empfindungen nicht mitvollzogen. Der Familiensitz in Tegel, weit draußen vor den Toren der Stadt Berlin, wo sie die Sommer zubrachten, war ihnen nur ein ödes Schloss der Langeweile. Ihre Erziehung wurde, wie es in vielen vornehmen und begüterten Familien üblich war, zunächst von wechselnden Hauslehrern (Joachim Heinrich Campe, Johann Heinrich Koblank, Johann Clüsener) gelenkt, seit 1777 dann zwölf Jahre lang durch Gottlob Johann Christian Kunth, bis sie beide ab 1789 in Göttingen gemeinsam zu studieren begannen und endlich eigene Schritte ohne Gängelband unternehmen konnten. »Er leitete meine ganze Kindheit«, wird Wilhelm am 22. Mai 1789 rückblickend seiner Geliebten Caroline von Dacheröden mitteilen. »Wie ich jetzt bin, so ward ich, nicht durch ihn, aber bei ihm, auf seine Veranlassung.«

Kunth war es auch, der den Brüdern den Zugang zu gesellschaftlichen Kreisen öffnete, die ihnen einen Ausweg aus der jugendlichen Unmündigkeit bieten konnten. Denn 1785 traten sie in das Bildungsmilieu der Berliner Aufklärung ein. Sie lernten jenen harten Kern von etwa 30 Persönlichkeiten kennen, die ein kulturelles Netzwerk mit vielen Querbezügen bildeten und jenen besonderen Konversationsstil kultivierten, der für die Aufklärung in Preußen charakteristisch war: Gelehrte Menschen, die ihren eigenen Verstand mutig zu gebrauchen wussten, versuchten durch respektvolles dialogisches Argumentieren herauszufinden, was man gemeinsam für vernünftig halten kann.

Ihr Eintritt ins öffentliche Leben der Stadt Berlin führte die jungen Adligen zunächst in den Salon Herz, der zu Beginn der 1780er Jahre von dem jüdischen Arzt Marcus Herz, der bei Immanuel Kant in Königsberg studiert hatte, und seiner Frau

Henriette eingerichtet worden war. Es war eine Form gemischter Geselligkeit, in der Adel und Bürgertum, Männer und Frauen, Christen und Juden, Theologen und Freigeister, Staatsbeamte und Künstler, Wissenschaftler und Philosophen zwanglos zusammenkamen, um sich im Geist der Aufklärung gemeinsam zu bilden. Neben dem Salon Herz gab es noch eine besondere Lesegesellschaft, die sich regelmäßig beim Kastellan des Königlichen Schlosses traf, wobei Wissensdurst und Lebensfreude, geistige Aufklärung und gesellige Kultivierung zusammenspielten. Und nicht unerwähnt bleiben darf auch die sogenannte »Mittwochsgesellschaft«, die sich, wie es der Name sagt, jeweils mittwochs reihum in wechselnden Privatwohnungen traf, um zunächst im geschlossenen Kreis ihre Gedanken zur Lösung vielfältiger politischer, moralischer oder religiöser Probleme fruchtbar zu machen. Als öffentliches Publikationsorgan stand dieser Gesellschaft von Freunden der Aufklärung die *Berlinische Monatsschrift* zur Verfügung, die 1783 gegründet worden war und alle Mitglieder der Mittwochsgesellschaft zu ihren Autoren zählte.

Einige von ihnen wurden zu Humboldts privaten Lehrern. Christian Wilhelm von Dohm, Geheimer Staatsrat im Departement für Auswärtige Angelegenheiten, führte ihn in die Prinzipien der Politischen Geographie und Freihandelspolitik ein. Der Kammergerichtsrat Ernst Ferdinand von Klein, der in der *Berlinischen Monatsschrift*, April 1784, ein flammendes Plädoyer gegen die frömmelnde Dummheit tyrannischer Geistlicher und für die eigenständige Denk- und Druckfreiheit gehalten hatte, machte ihn vor allem mit dem Naturrecht vertraut. Den stärksten Eindruck hinterließ der Dritte im Bunde: Johann Jakob Engel, der sich als populärer »Philosoph für die Welt« einen Namen gemacht hatte und seinen Schüler zum richtigen Gebrauch der Vernunft in der Erkenntnis der Wahrheit anleitete. Er war Mitglied zur Reformierung des preußischen Unterrichtswesens, die dem königlichen Leitspruch Friedrichs des Großen folgte: »Wer

zum besten raisonieren kann, wird immer zum weitesten kommen, besser als der, der nur falsche Schlüsse zieht.« Räsionieren war dabei nicht als nörgelnde Vernünftelei gemeint, sondern als ein Denken, das sich an der Vernunft orientiert und auf klare Begriffe, begründete Urteile und stimmige Schlussfolgerungen setzt.

Zur gleichen Zeit, 1785/86, wurden die Brüder Humboldt mit einigen Schriften Immanuel Kants bekannt, der im fernen Königsberg als Professor der Philosophie arbeitete und dort auch Lehrer von Marcus Herz gewesen war. Für die *Berlinische Monatschrift* hatte er seine *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?* geschrieben, die in der Dezemberausgabe 1784 erschienen war und in den Berliner Kreisen aufmerksam besprochen und gelesen wurde. Bemerkenswert war vor allem Kants philosophischer Ansatz, die strittige Frage nach der Aufklärung mit der wesentlichen Bestimmung des Menschen zu verknüpfen. Was ist der Mensch? Er ist, antwortete Kant, ein mündiges Wesen, das aus der ihm zur zweiten Natur gewordenen Unmündigkeit einen Ausweg finden kann. Er kann lernen, allein und selbstverantwortlich durch das Leben zu gehen und seinen eigenen Verstand zu gebrauchen, befreit aus der Vormundschaft staatlicher, religiöser und weltanschaulicher Autoritäten. »Sapere aude!« Zu denken habe Mut! Dabei war es vor allem der öffentliche Vernunftgebrauch des Gelehrten, den Kant mit diesem Leitspruch der Aufklärung einforderte. Er mochte dabei an seine eigene geistige Arbeit und moralische Verantwortung gedacht haben. Aber es konnte auch für Wilhelm von Humboldt zum Leitspruch seiner geistigen Arbeit werden. Durch Kant, vermittelt über die Berliner Freunde der Aufklärung, war ihm der Zugang zu einer Welt geöffnet worden, in der er seinen Verstand bilden und gebrauchen konnte. Vor sich sah er ein Gelehrtenleben in größtmöglicher Freiheit. An Mut und EntschlieÙung hat es ihm nicht gefehlt.

Doch nicht nur sein Verstand hatte durch den Kontakt mit der

Aufklärung seine nachhaltige Orientierung gefunden. Auch sein Herz fühlte sich durch neu gewonnene Freundschaften und Liebeleien angesprochen. Er verliebte sich schwärmerisch in die charmante und geistreiche Henriette Herz, deren Berliner Salon die beiden Humboldts zu seinen begeisterten Gästen zählen konnte. Der erhoffte erotische Genuss mit dieser geliebten Freundin blieb ihm jedoch versagt. Stattdessen bot ihm Henriette Ende des Jahres 1787 an, dem »Tugendbund« beizutreten, den sie zusammen mit ihrer Freundin Brendel (»Brenna«) Veit, Moses Mendelssohns ältester Tochter, und dem jungen, äußerst schönen Karl Laroche gegründet hatte zum Zweck einer gegenseitigen sittlichen und geistigen Bildung. Doch zu seinem Glück wird ein Jahr später auch Caroline von Dacheröden zu diesen Tugendbündlern stoßen, die für Humboldt nicht mehr nur geistig-sittliche Gefährtin sein sollte, sondern seine wirkliche Geliebte und Ehefrau wurde.

Nach nur einem Semester, das die Brüder Humboldt, noch immer angeleitet durch ihren langjährigen Erzieher Kunth, an der Universität in Frankfurt an der Oder zubrachten, begann Wilhelm schon im April 1788 – bis 1789 zunächst noch ohne seinen Bruder Alexander – allein an der Universität in Göttingen zu studieren, die als »deutsches Athen« einen ausgezeichneten Ruf besaß. Zwar war er nur als »studiosus juris« immatrikuliert, aber er studierte alles, was ihn interessierte. Bei Johann Georg Heinrich Feder arbeitete er sich in Logik und Metaphysik ein. Er lernte Christian Gottlob Heyne kennen, den führenden Analytiker und Interpreten der antiken Sprachen und Literaturen, der die spezialisierte Philologie zu einer umfassenden kulturgeschichtlichen Altertumswissenschaft erweitert hatte. Auch an Vorlesungen Georg Christoph Lichtenbergs nahm er teil, der sich für eine Aufklärung aus dem Geist der Experimentalphysik engagierte.

Und er besuchte Vorlesungen und Übungen des Professors für Medizin und Naturgeschichte Johann Friedrich Blumenbach,

der ihn mit seiner Theorie eines organischen »Bildungstriebes« (nisus formativus) vertraut machte. 1781 hatte Blumenbach in seinem Werk *Über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäft* diesen besonderen Trieb eingeführt, der zu den Lebenskräften gehöre und bei der Erzeugung, Gestaltung und Regeneration von lebenden Organismen die Hauptrolle spiele. Aus einem noch ungeformten männlich-weiblichen Zeugungsstoff bilden sich unter Leitung dieser besonderen Triebkraft, die von mechanischen Kräften physischer Körper unterschieden werden müsse, stets neue Organismen zu ihren individuellen Gestaltformen: »Daß in allen belebten Geschöpfen vom Menschen bis zur Made und von der Ceder bis zum Schimmel herab, ein besondrer, eingebohrner, lebenslang wirksamer Trieb liegt, ihre bestimmte Gestalt anfangs anzunehmen, dann zu erhalten, und wenn sie ja zerstört worden, wo möglich wieder herzustellen.«

Wilhelm von Humboldt wird später Blumenbachs biologischen Bildungsbegriff ins Kulturelle und Geistige übertragen, und er wird dabei nicht zufällig von einer »organischen Natur der Bildung« sprechen. Das lässt sich durchaus wörtlich verstehen. Seine eigene Theorie der Bildung wird er gleichsam als Überbau auf einem lebenswissenschaftlichen Fundament entwickeln. Doch den wichtigsten Impuls für seine geistige Entwicklung während seines Göttinger Jahres, April 1788 bis April 1789, bot die eigenwillige Lektüre der Schriften des Königsberger Weltweisen Immanuel Kant. Für sich studierte er dessen *Kritik der reinen Vernunft*, deren zweite Auflage 1787 erschienen war und deren angestrenzte, konzentrierte Durcharbeitung ihm ein hochgradiges geistiges Vergnügen bereitete. Intensiv begann er sich auch mit der praktischen Philosophie Kants zu beschäftigen, dessen *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* 1785 publiziert worden war, 1788 gefolgt von der *Kritik der praktischen Vernunft*. Die reine theoretische Vernunft war durch einen »reinen guten Willen« ergänzt worden, der als regulative Idee vorzeigte, wie

zu leben sei, wenn man ein gutes Leben in moralischer Hinsicht führen will.

Recht zufrieden mit dieser kantischen Reinigung scheint Humboldt nicht gewesen zu sein. Denn sie verdrängte alles, was den 21-jährigen Studenten, endlich befreit aus dem Gängelband familiärer Vormundschaft und hofmeisterlicher Erziehung, reizte: Sinnlichkeit, Leidenschaft, Lebensfreude und Genuss. Henriette Herz hatte es schon früh erkannt. Ihr junger Verehrer habe zwar oft, mit stoischer Abgeklärtheit, die Seelenruhe und selbstbezogene Willensfreiheit als Grundbedingung seiner idealischen Existenz gepriesen. Doch ebenso gern habe er sich auf den Pfaden der ausschweifenden Sinnlichkeit bewegt und nach »Genußliebe« gestrebt. Das Leben in Berlin und Tegel hatte ihm dazu allerdings kaum Gelegenheiten geboten. Jetzt aber war er allein in Göttingen und freute sich über jede Gelegenheit, ungeleitet seiner Neigung, seiner Begierde und seiner Leidenschaft folgen zu können.

Die erste bot sich ihm im Haus des Altphilologen und Altertumswissenschaftlers Heyne, wo er nicht nur in die Dichtungen Homers eingeführt wurde, sondern sich auch mit Heynes Tochter Therese anfreundete. Sie soll zwar keine Schönheit gewesen sein, aber eine geistige Schnelligkeit und leidenschaftliche Energie ausgestrahlt haben, die den verliebten Wilhelm überwältigte und schwärmen ließ. Dabei schien es ihn kaum gestört zu haben, dass Therese seit drei Jahren mit dem Naturforscher Georg Forster verheiratet war, der durch seine mit James Cook 1772 bis 1775 unternommene Reise um die Welt allgemeines Ansehen gewonnen hatte und fast zu einer Legende geworden war. Wie sehr bedauerte er, dass die begehrte Therese mit ihrem Mann nach Mainz übersiedeln musste, wo Georg Forster den Posten des Universitätsbibliothekars erhalten hatte. Aber schon bald gab es die Gelegenheit, sie dort zu besuchen und mit ihr lange Gespräche über Freundschaft und Liebe, eheliches Glück und Unglück zu führen.

Denn die universitären Herbstferien 1788 nutzte Wilhelm von Humboldt, ausgerüstet mit einem dicken Bündel von Empfehlungsbriefen, zu einer politisch-philosophischen Reise nach dem Reich, die ihn über Marburg an der Lahn, Frankfurt am Main und Darmstadt nach Mainz führte, wo er am 7. Oktober gleich zu den Forsters ging. Während der nächsten Tage hatte er nicht nur das Glück, mit Therese allein sein zu können und den Diskurs der Liebe zu genießen. Aber wirklich freigeistig, politisch interessant und geistig herausfordernd waren nun die Diskussionen mit Georg Forster, mit dem er während der vier Tage seines Mainzer Aufenthalts eine enge Freundschaft schloss. Die Erfahrungen und Ansichten des republikanischen Weltbürgers und weitgereisten Forschers schärften sein eigenes Urteilsvermögen. Anlass dazu bot vor allem das am 9. Juli 1788 erlassene staatliche Edikt, die Religionsverfassung in den preußischen Staaten betreffend, durch das eine dogmatisierte christliche Lehre ganz unter staatliche Kontrolle gebracht wurde, um sie vor aufklärerischen Irrlehren zu schützen. Der eigene Verstandesgebrauch, der Humboldt durch Kants *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?* zur selbstbewussten Programmidee geworden war, sollte durch staatliche Vormundschaft außer Kraft gesetzt werden. Mit diesem geistigen und kulturellen Rückschlag für Preußen wollten sich weder Forster noch Humboldt abfinden.

Ende Oktober 1788 reiste Humboldt von Mainz über Aachen, wo er sich mit Christian Wilhelm von Dohm, seinem ehemaligen Lehrer aus der Berliner Aufklärung, traf und lange Gespräche über die Grenzen der Staatsgewalt führte, nach Pempelfort, einem kleinen idyllischen Landsitz in der Nähe Düsseldorfs. Forster hatte ihn auf seinen Freund Friedrich Heinrich Jacobi neugierig gemacht, der sich in diese ländliche Ruhe zurückgezogen hatte, um mit all seinen Empfindungen und Gefühlen sowohl dem sinnlichen Dasein der Dinge wie dem übersinnlichen Dasein Gottes nahe kommen zu können. Das war für Humboldt

eine radikal neue Sicht auf die Welt, die sich nicht durch trockene Begriffsanalyse und strenge Urteilslogik eingrenzen ließ. Zu den Gegenständen selbst! Jacobi, der empfindsame Glaubensphilosoph, versuchte ihm nahe zu bringen, dass es nicht darauf ankomme, in der Schmelzküche einer reinen Vernunft alles Erfahrbare in Nichts aufzulösen. Es gehe vielmehr darum, sich Gott und die Welt durch unmittelbare Anschauung zu eigen zu machen.

In Erinnerung an die vier glücklichen, unvergesslichen Tage in Pempelfort, 31. Oktober bis 3. November 1788, schrieb Humboldt am 17. November an Jacobi einen Dankesbrief, in dem er ihm zunächst zustimmte: »Wendet man sich zu den Gegenständen selbst, hält man nichts eher für wahr, als bis man es selbst angeschaut hat; so mag der Weg vielleicht langsamer sein, aber er ist auch sichrer und reizender und der Stoff des Nachdenkens ebenso unerschöpflich, als die Menge der Gegenstände in der Natur.« Doch Humboldt war nicht bereit, Jacobi in jenes außersinnliche Reich zu folgen, wohin es diesen gläubigen Schwärmer trieb. Sein aufgeklärter, durch intensive Kant-Lektüre geschulter Verstand hinderte ihn daran, die unmittelbare Offenbarung eines Übernatürlichen, das Jacobi als Tatsache »ES IST = GOTT« zum Wesen aller Wesen erklärte, anzuerkennen oder für möglich zu halten. Die Immanenz der Welt kann nicht mit der Transzendenz eines göttlichen Daseins kurzgeschlossen werden.

Neun Monate später war es wieder eine Reise, die Humboldt auf neue Gedanken kommen ließ. Sie führte ihn nicht »nach dem Reich«, sondern über die Grenze nach Frankreich. Sein erster Erzieher Joachim Heinrich Campe, der sich als populärer Kinder- und Jugendbuchautor, erfolgreicher Verleger und praktisch orientierter Bildungsreformer einen Namen gemacht hatte, lud seinen ehemaligen Zögling ein, mit ihm nach Paris zu reisen, um Augenzeugen der revolutionären Ereignisse sein zu können, die den Sturz des dekadenten Ancien Régime in Gang setzten.